

1 EINLEITUNG.

THEORIEDISKURS UND INTELLEKTUELLES FELD

1.1 Der „Poststrukturalismus“ – ein internationales Missverständnis?

Seit dreißig Jahren werden französische Theoretiker der 60er und 70er Jahre wie Michel Foucault oder Jacques Derrida im internationalen intellektuellen Diskurs als Vertreter einer theoretischen Tendenz in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften diskutiert, die gemeinhin als „Poststrukturalismus“ (bisweilen auch als [French] Theory, „Theorie der Postmoderne“, „Dekonstruktion“, seltener als „Konstruktivismus“ oder „Antihumanismus“) bekannt ist. Doch in Frankreich selbst ist das Etikett „Poststrukturalismus“ nicht geläufig. Dass Theoretiker wie Michel Foucault, Jacques Derrida, Gilles Deleuze, Jacques Lacan, Louis Althusser, Julia Kristeva oder Roland Barthes im Umfeld der strukturalistischen, freudianischen und marxistischen Kontroversen der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts in Frankreich breite Aufmerksamkeit genießen, dies wird von niemandem bestritten. Aber warum, so fragt man sich in Frankreich, werden diese Theoretiker, die, außer dass ihre theoretischen Projekte in den Jahren um 1970 den Zenit öffentlichen Interesses erreichen, wenig miteinander zu tun haben, von internationalen Beobachtern mit der seltsamen Präfix „post“ versehen und zu einer Bewegung zusammengefasst, die von so unterschiedlichen Figuren wie Foucault und Derrida angeführt wird (vgl. Angermüller 2007c)? Ein Interview mit Michel Foucault, das 1983 in der US-amerikanischen Zeitschrift *Telos* unter dem Titel „Structuralism and Poststructuralism“ erscheint, dokumentiert das Unverständnis des vermeintlichen Führers

dieser intellektuellen Bewegung. Auf Drängen der nordamerikanischen Interviewführer, sich gegenüber dem „Poststrukturalismus“ zu positionieren, entgegnet Foucault schließlich halb verwundert, halb irritiert, »dass hinter dem, was man Strukturalismus nannte, wohl ein gewisses Problem bestand, nämlich das des Subjekts und der Neuformierung des Subjekts. Doch sehe ich nicht, was das gemeinsame Problem jener ist, die man die Postmodernen oder Poststrukturalisten nennt« (Foucault 1994e: 447[542]).^{1 i} Welch eine Tragödie: ein Anführer einer Bewegung, der nichts von seiner Bewegung weiß!

Ungeachtet des Protests auch anderer Theoretiker aus Frankreich, die wie Derrida eine Identifikation seines theoretischen Projekts mit »Postmodernismus«, »Poststrukturalismus« und die Kritik der »Metanarrative« als »groben Irrtum« brandmarken (1999: 241f.[66]),ⁱⁱ verbreitet sich die Rede vom Poststrukturalismus in den 80er und 90er Jahren in der intellektuellen Debatte der angloamerikanischen Welt, in Mittel-, Süd- und Osteuropa, in Mittel- und Südamerika, in Ostasien, kurz: überall, nur nicht in Frankreich. So unterstreicht Slavoj Žižek »den zentralen, aber oft übersehenen Umstand, dass der Term Poststrukturalismus selbst, obwohl er eine Strömung französischer Theorie bezeichnet, eine angelsächsische und deutsche Erfindung ist. Der Term bezieht sich auf die Art, wie die angelsächsische Welt die Theorien von Derrida, Foucault, Deleuze etc. wahrnahm und situierte – in Frankreich verwendet niemand den Term »Poststrukturalismus.« (1991: 142)ⁱⁱⁱ Auch heute noch reichen die Reaktionen französischer Intellektueller typischerweise von Verwunderung bis Irritation, wenn sie ihre internationalen Kollegen vom „französischen Poststrukturalismus“ reden hören. Und wenn François Dosse in einer größeren Darstellung über aktuelle Tendenzen in den französischen Kultur- und Sozialwissenschaften (*sciences humaines*) in Frankreich einen »poststrukturalistischen intellektuellen Raum« (Dosse 1995: 19[3])^{iv} entstehen sieht, dann reiben sich internationale Leser die Augen, denn unter „Poststrukturalismus“ fasst der französische Intellektuellenhistoriker gerade jene liberalen politischen Theoretiker und neokantianischen Moralphilosophen² der 80er Jahre, die

1 Alle Zitate basieren auf dem Wortlaut der originalsprachlichen Veröffentlichungen. Die in eckigen Klammern angegebenen Seitenzahlen verweisen auf entsprechende Textstellen in veröffentlichten Übersetzungen. Die im Text angegebenen Übersetzungen sind von mir in der Regel angepasst. Die Originalzitate finden sich in den mit römischen Ziffern bezeichneten Endnoten am Schluss der Arbeit. Zitierter Diskurs wird mit umgekehrten französischen Anführungszeichen, uneigentlicher Diskurs mit deutschen typografischen Anführungszeichen ausgezeichnet.

2 In vielen Fällen bezieht sich der folgende Text auf Personen, die weiblichen oder männlichen Geschlechts sein können. Da die deutsche Sprache

emphatisch für Menschenrechte, die liberale Demokratie und das freie, autonome Individuum eintreten und so einen Schlusspunkt unter das theoretische „Sektierertum“ und die politischen „Verantwortungslosigkeiten“ eines Jean-Paul Sartre, eines Michel Foucault oder eines Pierre Bourdieu zu setzen versuchen.

Ist die Rede vom „französischen Poststrukturalismus“ vielleicht das Produkt eines großen internationalen Missverständnisses? Dass die Texte von Foucault, Derrida & Co. in einer Vielzahl von Kontexten Verbreitung gefunden haben, ist eine Sache. Eine andere Sache ist, wie diese Texte in ihren verschiedenen Kontexten gebraucht, angeeignet, verstanden werden, und man kann sich fragen, »warum amerikanische Literaturwissenschaftler ungeachtet des Umstands, dass sich die Literaturwissenschaften in den beiden Ländern so stark unterscheiden, so viel Energie auf den Import französischer Wissenskultur verwendet haben?« (Duell 2000: 118)^v

Den unterschiedlichen Wahrnehmungen, die diese Texte in ihren unterschiedlichen Rezeptionskontexten erfahren, kann im Rahmen einer reinen Textanalyse nicht Rechnung getragen werden. Notwendig ist eine Diskursanalyse, die die Verbindung von Text und Kontext reflektiert und dem Umstand Rechnung trägt, dass theoretische Texte in ihren unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich gelesen werden. Ist das Phänomen des Poststrukturalismus nicht ein Paradebeispiel dafür, dass ein und derselbe Textkorpus einmal – und zwar in der internationalen Debatte – tendenziell als Ausdruck einer intellektuellen Gruppe, das andere Mal – in Frankreich – dagegen eher als das zeitgebundene Produkt intellektueller Einzelgänger wahrgenommen wird?

So versteht sich die vorliegende Monographie als eine Reaktion auf das Unbehagen, das sich angesichts des punktuellen und asymmetrischen Austauschs über Texte einstellt, von deren Entstehungskontexten man in der internationalen Debatte genauso abstrahiert wird wie im französischen Kontext von deren internationaler Rezeption (vgl. Angermüller 2004a). Bezeichnend ist die Reaktion feministischer Theoretikerinnen aus den USA, die sich nach Besuchen in Frankreich überrascht über das Fehlen der Theory-Debatte zeigen. So weist Claire Goldberg Moses darauf hin, dass französische Intellektuelle wie Julia Kristeva, Hélène Cixous und Luce Irigaray, die in der feministischen Bewegung

oft nur über geschlechtsspezifische Personenbezeichnungen verfügt, müsste es für Personenbezeichnungen wie „Produzent“, „Leser“ oder „Intellektueller“ im Folgenden korrekt heißen: „Produzierende“, „Leserinnen und Leser“ oder „Intellektuelle/r“, was die Lesbarkeit der Darstellung einschränken würde. Daher habe ich mich für die maskuline Version entschieden, die ich als eine inklusive Geschlechtskategorie verstehen will.

in Frankreich allenfalls randständige Figuren darstellen, in den USA oft als Repräsentantinnen des „französischen Feminismus“ wahrgenommen werden: »lasst uns zugestehen, dass der an amerikanischen Universitäten bekannte ›französische Feminismus‹ in den USA gemacht wurde.« (1998: 254, 257)^{vi} Naomi Schor erinnert an die kritische Aufmerksamkeit, die die französischen Medien der so genannten *political correctness*-Bewegung und dem Multikulturalismus in den USA entgegenbringen. Die intellektuelle Faszination, die bestimmte französische Theoretiker auf die intellektuelle Linke in den USA ausüben, werde von diesen Begegnungen in Frage gestellt, und »was einmal ein loses Linksbündnis amerikanischer und französischer Intellektueller war, ist nun zerbrochen, genauso wie sich die französisch-amerikanischen Beziehungen auf der nationalen Ebene in einem (zyklischen?) historischen Tief befinden.« (Schor 1992: 32)^{vii} Nimmt es Wunder, dass sich, in den Worten einer kanadischen Beobachterin, »einige von Anfang an beschwerten, dass unsere ›Literaturwissenschaft‹ eher ›französisch‹ als ›amerikanisch‹ aussehe. Aber es traf auch der umgekehrte Fall zu: ›Dekonstruktion‹ begann in vielerlei Hinsicht amerikanischer als französisch auszusehen.« (Co-may 1991: 47)^{viii}

Auch Beobachtern aus Frankreich ist das große Interesse an French Theory in den USA nicht entgangen. Für Joëlle Bahloul ist der französische Theorieexport in die USA mit einem Wandel der Perspektive verbunden, im Zuge dessen »die großen französischen Denker gemäß der intellektuellen angloamerikanischen Tradition wiederangeeignet wurden. [...] [M]an spricht in Berkeley und an bestimmten texanischen Universitäten mehr von Foucault, Derrida und Lévi-Strauss als in den ethnologischen Seminaren der École des Hautes Études en Sciences Sociales [...]. Ich für meine Seite war angesichts dieses poststrukturalistischen Umbruchs der 80er Jahre perplex.« (1991: 49, 52)^{ix} Jean-Philippe Mathy diagnostiziert ein »seltsames Schicksal französischer Theorie« in den USA, denn »was ursprünglich ein Korpus sehr anspruchsvoller und häufig arkaner philosophischer und literaturwissenschaftlicher Texte aus einer fremden Kultur war, ist im Laufe des letzten Jahrzehnts zu einem der kontroversesten innenpolitischen Streitpunkte in der neueren amerikanischen Geschichte geworden, der die Auseinandersetzungen über den Multikulturalismus, über die Lage der amerikanischen Universitäten und selbst über die Zukunft des moralischen und gesellschaftlichen Zusammenhalts nach sich gezogen hat.« (2000: 31; vgl. Angermüller 2000b)^x

Auch wenn sie in Frankreich vielleicht nicht das Aufsehen erregen, das sie anderswo unter dem Vorzeichen ihrer poststrukturalistischen Rezeption erzeugt haben, können Theoretiker wie Foucault, Deleuze, Lacan, Derrida und Barthes inzwischen auch in den französischen *sciences*

humaines und in Teilen der Philosophie zu theoretischen Standardreferenzen gezählt werden. Die Seminare an dem von Jacques Derrida mitgegründeten Collège international de philosophie, die „Dekaden“ von Cerisy-Pontigny, die zahlreichen Lesekreise im Umfeld der Lacan'schen Psychoanalyse, Zeitschriften wie *Multitudes* oder die ästhetischen und theoretischen Tendenzen im Umfeld der Gruppe *Fresh Théorie* (Alizart/Kihm 2005) zeugen von der verbreiteten Präsenz dieser Theoretiker, die seit der Jahrtausendwende wieder vermehrt Eingang in den allgemeineren intellektuellen Diskurs und auch in akademische Fachöffentlichkeiten finden. Einen ersten Versuch, die angloamerikanische Debatte über den „(Post-)Strukturalismus“ einem französischen Publikum näher zu bringen, unternimmt François Cusset in der umfangreichen Monographie *French Theory*. Für Cusset markiert die nordamerikanische Rezeption französischer Theorien eine »massive, dauerhafte Übertragung und mehr als einen kurzlebigen Modeeffekt.« (2003: 285)^{xi} Die Namen der französischen Theoretiker werden in der Folge »überkodiert, allmählich amerikanisiert, weitgehend entfranzösisiert [...], ohne dass das Land, aus dem sie stammen, sich jemals über das Ausmaß dieses Phänomens klar geworden ist.« (2003: 12)^{xii} Auch in Frankreich scheint die Verbreitung, die die französischen Theoretiker der 60er und 70er Jahre im internationalen Kontext gefunden haben, nun allmählich auf die intellektuelle Tagesordnung zurückzuwirken. Dies gilt insbesondere für einige politische Philosophen, die wieder an jenes intellektuelle Kapitel anschließen, das mit der neoliberalen Wende der 80er Jahre beendet schien. Insbesondere die Seminare von Antonio Negri, der zusammen mit Michael Hardt mit einer politischen Theorie der Globalisierung hervorgetreten ist (Hardt/Negri 2004, 2000), von Jacques Rancière – 1965 einer der Koautoren von *Lire le Capital* (Althusser/Balibar/Establet/Rancière 1965) und heute einer der profilierten Kritiker der Ausgrenzung (*exclusion*) (vgl. 1995) – und von Alain Badiou sind in den letzten Jahren zu Orten geworden, an denen sich eine Wiederaufnahme des intellektuellen Moments der Nachkriegszeit abzeichnet. So wirken die theoretischen Leistungen dieser Zeit weiter fort und halten, in den Worten Badiou's, »bei Wahrung aller Verhältnisse den Vergleich mit den Beispielen des klassischen Griechenlands und des Deutschlands der Aufklärung [des philosophischen Idealismus des 19. Jahrhunderts, J.A.] aus.« (2005: 67)^{xiii}

1.2 Strukturalismus und Poststrukturalismus in Theoriegeschichte und Intellektuellensoziologie

Dass Foucault, Derrida & Co. heute zu Standardreferenzen des theoretischen Diskurses der Geistes- und Sozialwissenschaften geworden sind, darüber werden heute keine kontroversen Auseinandersetzungen mehr geführt – nicht in den USA, wo sie sich als Galionsfiguren der Cultural Studies etabliert haben – nicht in Deutschland, wo die Invektiven gegen ihren „Nihilismus“ und „Jungkonservatismus“ inzwischen die vergilbte Patina der 80er Jahre tragen. Die theoretischen Projekte dieser Figuren sind heute in einer Vielzahl disziplinärer Zusammenhänge weitgehend etabliert. Doch wie lässt sich der spezifischen Konfiguration des intellektuellen Felds in einer Zeit Rechnung tragen, als eine Mode auf eine andere folgte? Die einschlägige Literatur gibt wenig Aufschluss über die spezifischen historischen Produktionskontexte, die in den 60er und 70er Jahren die intellektuelle Effervescenz des Strukturalismus möglich machten. So scheint ein eigenartiges Ungleichgewicht zwischen der Theoriedebatte und Intellektuellengeschichte eine ausführliche Beschäftigung mit den historischen Kontexten dieses intellektuellen Phänomens bisher verhindert zu haben.

Auf der Seite poststrukturalistischer Theoriebildung („Theory“) sind die Arbeiten in den letzten dreißig Jahren zu einem unüberschaubaren Bereich angeschwollen, der – zumindest in den nordamerikanischen Geisteswissenschaften – zunehmend den Charakter eines Felds mit eigenen Formen subdisziplinärer Arbeitsteilung aufweist. Diese Arbeiten haben die kanonischen Figuren des Poststrukturalismus als theoretische Fluchtpunkte in die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften eingeführt, was zur Entstehung von zahllosen Titeln nach der Art *Derrida, Foucault, Deleuze... in/and/for... Gay, Biblical, Science, Postcolonial... Studies, Identity, Problem...* geführt hat (vgl. Lamont/Witten 1988). So finden sich im Bibliothekskatalog der Harvard University (Stand: 12. Februar 2006), der auch nicht-englische Veröffentlichungen zu einem wesentlichen Teil erfasst, 652 Monographien, die „Foucault“ im Titel tragen (davon 56% in Englisch, 15% in Französisch, 13% in Deutsch, 7% in Italienisch, 5% in Spanisch), 494 mit „Derrida“ (davon 61% in Englisch, 15% in Deutsch, 14% in Französisch, 8% in Italienisch), 444 mit „Lacan“ (davon 45% in Englisch, 40% in Französisch, 11% in Deutsch, 5% in Italienisch, 1% in Spanisch), 230 Bücher mit „Barthes“ (davon 49% in Englisch, 33% in Französisch, 11% in Deutsch), 219 mit „Lévi-Strauss“ (davon 47% in Englisch, 24% in Französisch, 13% in Italienisch, 9% in Deutsch), 201 mit „Deleuze“ (davon 49% in Englisch,

26% in Französisch, 17% auf Deutsch, 8% in Italienisch), 119 mit „Althusser“ (davon 34% in Englisch, 26% in Französisch, 16% in Deutsch, 13% in Italienisch, 8% in Spanisch), 118 Bücher mit „Lyotard“ (davon 53% in Englisch, 20% in Deutsch, 14% in Französisch), 118 mit „Bourdieu“ (davon 51% in Englisch, 25% in Französisch, 18% in Deutsch), 94 mit „Kristeva“ (davon 77% in Englisch, 12% in Französisch, 5% in Deutsch), 89 mit „Baudrillard“ (davon 75% in Englisch, 15% in Deutsch, 3% in Französisch), 76 mit „Irigaray“ (davon 83% in Englisch, 5% in Deutsch, 4% in Italienisch, 4% in Französisch).

Die existierende Sekundärliteratur zu diesen französischen Theoretikern scheint in den meisten Fällen mehrheitlich auf Englisch zu sein, wobei Baudrillard und Irigaray fast ausschließlich ein angloamerikanisches Phänomen darstellen. Auch bei Foucault, Derrida, Lyotard und Kristeva bleibt der französische Anteil an der internationalen Sekundärliteratur in der Regel unter 15%. Die Autoren mit dem größten französischen Sekundärliteraturanteil sind Lacan (40%) und Barthes (33%). Zum Vergleich: „Habermas“ bringt es auf 509 Titel (davon 45% in Englisch, 37% in Deutsch, 6% in Italienisch, 4% in Französisch, 3% in Spanisch), „Luhmann“ auf 117 (davon 69% in Deutsch). Die Suche nach dem Syntagma „poststru*“ ergibt 234 Titel, davon 82% englische Titel und keinen Titel aus Frankreich!

Auch an theorieimmanenten Überblicken gibt es keinen Mangel. Breitere Darstellungen gibt es, um nur einige Beispiele zu nennen, in den USA von Jameson (1972), Lentricchia (1980), Kurzweil (1996), Culler (1982), Leitch (1983) und Berman (1988); in Großbritannien von Eagleton (1983), Norris (1982), Easthope (1988) und Sarup (1988); im deutschsprachigen Raum von Frank (1983), Schiwy (1985), Welsch (1987), Zima (1994), Münker/Roesler (2000), Bossinade (2000) und Stäheli (2000a) und in Italien von Ferraris (1984) und Tarizzo (2003).³

Weniger umfangreich ist hingegen die Literatur zu den intellektuel-lensoziologischen Kontexten dieser Theoretiker. Nicht nur wird in der poststrukturalistischen Theoriedebatte so gut wie nie der Versuch unternommen, die behandelten Theoretiker in ihre soziohistorischen Kontexte zu stellen (vgl. aber Turkle 1992; Starr 1995) – es macht sich hier vermutlich der verbreitete anti-historistische und anti-empirische Reflex bemerkbar, der einem großen Teil der poststrukturalistischen Debatte eigen ist (einen der wenigen Versuche einer „textualistischen“ Theorie-

3 Während diese Spezialisten der Theoriegeschichte an der Stelle des Terms „Poststrukturalismus“, der in USA bisweilen mit dem Dekonstruktivismus der *Yale School* assoziiert wird, häufig alternative Etiketten (z. B. „Theory“ oder „Cultural Studies“) vorziehen, findet das Etikett „Poststrukturalismus“ tendenziell in Einführungswerken und Anthologien Verwendung.

geschichtsschreibung unternimmt (French 1995). Auch für die Intellektuellengeschichte und -soziologie stellen die Theoretiker des Poststrukturalismus ein weitgehend unbeschriebenes Blatt dar. Oft bevorzugen die Historiker „abgeschlossene“ Kapitel der französischen Intellektuellengeschichte (Charle 1990; Karady 1986; Ringer 1992; Sirinelli 1988) oder stellen die im engeren Sinne politische Dimension intellektueller Praxis in den Vordergrund, was eine Präferenz für „engagierte“ Intellektuelle von Dreyfus bis Sartre (Bering 1982; Chebel d’Appollonia 1991; Collini 2006: 248ff.; Darke 1997; Dufay/Dufort 1993; Ory/Sirinelli 1992; Sirinelli 1995, 2005; Winock 1999), für das Verhältnis der Intellektuellen zur Kommunistischen Partei Frankreichs (PCF) (Bowd 1999; Christofferson 2004; Hazareesingh 1991; Judt 1986; Khilnani 1993; Matonti 2005; Verdès-Leroux 1983) oder für die Geschehnisse des Mai 68 (Brillant 2003; Combes 1984; Hamon/Rotman 1987; Reader 1993; Ross 2002)⁴ erklären mag. So scheint die klassische Intellektuellensoziologie bisweilen ein Faible für »die heroische Intellektuellenfigur« (Leymarie 2001: 3)^{xiv} zu pflegen, die Stellung zu den großen Sinn- und Wertfragen der Nation bezieht, was die unberechenbaren Brechungen, Resonanzen und Vernetzungen in dem weniger transparenten Raum transnationaler Öffentlichkeit oft in den Hintergrund treten lässt.⁵ Doch mit dem klassischen Modell des engagierten Intellektuellen, das die politische Dimension intellektueller Praxis privilegiert und sich auf nationale Öffentlichkeitsräume beschränkt, wird man den intellektuellen Tendenzen und Ereignissen der 60er und 70er Jahre kaum gerecht. Zum einen verstehen sich die Theoretiker dieser intellektuellen Generation keineswegs als nur politische Intellektuelle, sondern profilieren sich gerade auch mit ihren theoretischen und ästhetischen Stellungnahmen (für Perspektiven, die auch ästhetische Probleme einschließen vgl. Mongin 1998; Ross 2002). Zum anderen lösen sie eine Debatte aus, die den Rahmen einer nationalen Öffentlichkeit bald überschreitet und in jene schwer überschaubare, entgrenzte Diskussion mündet, die heute oft mit dem Stichwort des Poststrukturalismus assoziiert wird.

Einen guten Zugang zum intellektuellen Kontext der Zeit bieten einige Intellektuellenbiographien (*Jacques Lacan*: Roudinesco 1993; *Michel Foucault*: Eribon 1994; Pestaña 2006; *Roland Barthes*: Calvet 1990; *Michel de Certeau*: Dosse 2002; *Jean-Paul Sartre*: Cohen-Solal 1989; *Raymond Aron*: Baverez 1993). Ebenfalls als nützlich erweist sich

4 Droz zählt allein im Jahr 1998 82 französische Titel zu 68 (2002).

5 Siehe aber Lamont (1987), Bourdieu (1990), Boltanski (1975). Mit Blick auf das 19. Jahrhundert auch Charle/Schwriewer/Wagner (2004), Charle (1996), Espagne/Werner (1988), Karady (1998), Schwriewer/Keiner/Charle (1993).

eine Reihe von Monographien, die die intellektuellen Cluster um bestimmte intellektuelle Zeitschriften der Zeit behandeln (Hourmant 1997; Poel 1992; *Tel Quel*: Kauppi 1990; Forest 1995; *Critique*: Patron 2000; *Nouvelle Critique*: Matonti 2005; *Les Temps modernes*: Boschetti 1984; *Socialisme ou Barbarie*: Gottraux 1997; *Annales*: Dosse 1987; Raphael 1994). Doch so informativ sich diese Arbeiten erweisen, was die intellektuellen Kontexte einzelner historischer Persönlichkeiten oder bestimmter intellektueller Cluster angeht, so wenig tragen sie den übergreifenden intellektuellen Konfigurationen der Zeit Rechnung.

Zu den Darstellungen, die die zahlreichen intellektuellen Trends und theoretischen Projekte der 60er und 70er Jahre in ihren weiteren intellektuellen Kontext zu stellen versuchen, gehört François Dosse' *Histoire du structuralisme* [*Geschichte des Strukturalismus*] (1992), die einen materialreichen Überblick über die intellektuellen Tendenzen der Zeit gibt. Leider fehlt dieser Arbeit an zu vielen Stellen die inhaltliche und analytische Präzision, um ihrem Anspruch als Referenzwerk gerecht zu werden (vgl. hierzu etwa die Kritik Eribons 1994: 95-97). Im Gegensatz zu Dosse geht Rémy Rieffel in *La Tribu des clercs* [*Der Stamm der Schriftgelehrten*] (1993) ausführlich auf die Orte und Institutionen des intellektuellen Lebens in Frankreich ein, ohne jedoch der symbolischen Dimension intellektueller Praxis die ihr gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Schließlich muss ein monographischer Essay, Niilo Kauppi's *French Intellectual Nobility* (1996), genannt werden, der sowohl gut informiert ist als auch von einer substanziellen Theoriebasis getragen wird. Kauppi lehnt sich an einen Theoretiker an, der die Reflexion der soziohistorischen Bedingungen intellektueller Praxis nicht nur als Kern seines theoretischen Projekts begreift, sondern mit diesem intellektuellensoziologischen Programm seit Mitte der 80er Jahre eine paradigmatische Figur des intellektuellen Diskurses in Frankreich geworden ist: Pierre Bourdieu.

Dass auch Bourdieu zu den Vertretern der intellektuellen Generation der 60er und 70er Jahre gezählt werden muss, versteht sich nicht von selbst. Doch können für eine solche Einordnung, die von so unterschiedlichen Beobachtern wie Dosse (1992), Ferry (1988b: 12) oder Kauppi (1996: 136) geteilt wird,⁶ mindestens zwei Gründe angeführt werden: Erstens ist Bourdieu einer jener Pioniere, die am Boom der *sciences humaines et sociales* (Geistes- und Sozialwissenschaften) der 60er Jahre partizipieren und eine der wichtigen Schulen in den französischen So-

6 In diesem Kontext kann auch an die Versuche in den nordamerikanischen *humanities* erinnert werden, den poststrukturalistischen Kanon französischer Theoretiker um die (kritische) Figur Pierre Bourdieus zu erweitern (Guillory 1993; *Modern Language Quarterly* 1997).

zialwissenschaften nach dem Krieg aufbauen (neben Raymond Aron, Michel Crozier, Raymond Boudon und Alain Touraine). Und zweitens steht auch Bourdieus Soziologie unter dem Stern der Konjunktur der Sprach- und Zeichentheorie der Zeit. Dass Bourdieu »die Konstruktion einer Kulturtheorie nach dem *langue*-Modell der Saussure'schen Theorie« (Bourdieu 1986: 41)^{xv} betreibt, zeigt sich besonders deutlich in seinen frühen ethnologischen Arbeiten (vgl. die „drei Studien“ in Bourdieu 1972), die sich an Lévi-Strauss anlehnen. Auch die Einführung des Habitus-Begriffs, mit der Bourdieu die praktischen Leistungen der Akteure bzw. Sprecher gegenüber dem abstrakten Code von Sozialstruktur bzw. Sprache in Anschlag bringt (vgl. Bourdieu 1972: 174ff.), hebt das Saussure'sche Prinzip nicht auf, den sozialen Gegenstand als ein Universum zu betrachten, »in dem existieren sich unterscheiden heißt.« (Bourdieu 1992: 223[253]; vgl. Bourdieu 1979)^{xvi}

Gleichwohl muss die Distanz betont werden, die Bourdieu gegenüber den meisten anderen Vertretern der strukturalistischen Generation einnimmt. Von dem visionären Gestus Althusers, dem reflexiven Schreibstil Derridas, den experimentellen Metaphern Deleuze' oder der apodiktischen Art Lacans hebt sich Bourdieu mit seinem emphatischen Plädoyer für theoretisch-empirische Sozialforschung ab. Sicher gibt es eine Reihe von Affinitäten, insbesondere zu Foucault, der die Berufung seines Kameraden von der *École Normale Supérieure* ans *Collège de France* unterstützt und Bourdieus Interesse an Fragen von Sprache, Macht und Leib teilt. Aber noch mehr als Foucault setzt Bourdieu auf eine Strategie der Verankerung in den akademischen Institutionen sowie auf ein theoretisch-methodisches Projekt, das die Forschungsbedürfnisse im akademischen Feld bedient. Als ein weiteres unterscheidendes Merkmal gegenüber den paradigmatischen Vertretern der Theoretikergeneration der Zeit kann der Umstand genannt werden, dass Bourdieus Bedeutung für den allgemeinen politisch-intellektuellen Diskurs erst in den 90er Jahren ihren Höhepunkt erreicht, als er sich im Zuge des Generalstreiks von 1995 oder der Gründung des globalisierungskritischen Netzwerks *Attac* zunehmend als politischer Intellektueller profiliert. Als letzter intellektueller Großmeister seiner Generation steht Bourdieus akademisch-wissenschaftlicher Ethos in Kontrast zu dem visionär-prophetischen Stil, der die intellektuellen Projekte der Jahre um 1970 gemeinhin auszeichnet.

Eine Soziologie der französischen Intellektuellen der Nachkriegszeit muss Bourdieu nicht nur als ein intellektuellensoziologisches Objekt berücksichtigen, sondern auch als Urheber eines Forschungsansatzes, der verbreitet Eingang in die Intellektuellensoziologie gefunden hat: der

Feldtheorie symbolischer Produktion.⁷ Indem Bourdieu auf die symbolische Dimension sozialer Praxis hinweist, unterstreicht er die zentrale Rolle der Kategorie des Intellektuellen im gesellschaftlichen Raum. Die Intellektuellen agieren in einem strukturierten Terrain sozialer Beziehungen – dem Feld, in dem symbolische Produzenten um bestimmte Ressourcen konkurrieren. Bourdieu unterstreicht die relative Autonomie des Felds, das sich nur insofern als Feld konstituieren kann, als die Produktions- und Reproduktionsregeln im Feld selbst definiert werden.

Wenn gerade für die Intellektuellen gilt, dass »nichts realistischer ist als der Streit um Worte« (Bourdieu 2002b: 175[84]),^{xvii} würde sich ein Ansatz in der Tat als fragwürdig erweisen, der soziale Strukturen als eine vorsymbolische Realität verstehen würde, die sich in den symbolischen Produkten niederschlägt. Um zu unterstreichen, dass die Differenzen, die das Feld konstituieren, *sowohl soziale als auch* symbolische Strukturen umfassen, führt Bourdieu das Homologiepostulat ein:

»Ausgehend von der Hypothese einer Homologie zwischen den zwei Strukturen kann die Forschung in einem Hin und Her zwischen den beiden Räumen [...] Erkenntnisse generieren, die sich sowohl aus den in ihren gegenseitigen Beziehungen gelesenen Werken als auch aus den Merkmalen oder Positionen der Akteure ergeben, die ebenfalls in ihren objektiven Beziehungen erfasst werden.« (Bourdieu 1992: 325[369f.])^{xviii}

Das Feld bezeichnet demnach kein vorsymbolisches „Außen“ sozialer Beziehungen, das sich in den symbolischen Produkten ausdrückt, aber auch keine von seinen sozialen Kontexten isoliertes „Innen“ textueller Relationen, sondern eine Klassifikations- und Ordnungstendenz, die soziale und symbolische Praktiken gleichermaßen organisiert. Die Instanz, die zwischen den sozialen und symbolischen Strukturen des Felds vermittelt, ist der Habitus, der es den Individuen erlaubt, sich auf bestimmte Weise in sozialen und symbolischen Strukturen zu verorten. Mittels des Habitus definieren die Individuen ein praktisches Verhältnis zu den existierenden Strukturen des Felds. So stellt das Feld strukturierte Verhältnisse dar, die vom Habitus vermittelt werden. Der Habitus versetzt die Produzenten in die Lage, »mit unerwarteten und ständig veränderten Situationen« umzugehen. (Bourdieu 1972: 175)^{xix}

7 Zahlreiche Intellektuellensoziologen verwenden Bourdieus Feldtheorie, u. a. Boltanski/Maldirier (1970), Boschetti (1984), Champagne (1990), Charle (1990), Fabiani (1988), Gottraux (1997), Heilbron (2004), Karady (1986), Kauppi (1996), Matonti (2005), Pinto (1995), Ringer (1992), Sapiro (1999), Viala (1985).

Das Homologiepostulat ist Bourdieus Antwort auf das Problem der Verbindung von symbolischen und sozialen Strukturen, von Text und Kontext. Indem Bourdieu zeigt, dass sich symbolische in sozialen Strukturen fortsetzen (und umgekehrt), sprengt er das Innen-Außen-Modell von Text und Kontext der klassischen Linguistik (Bourdieu 2001: 54). Doch ist das, was als Kritik der strukturalen Linguistik gedacht ist, nicht vielmehr die konsequente Ausweitung des Saussure'schen Differenzprinzips auf das Terrain sozialer Beziehungen selbst (vgl. die Diskussion von Kauppi 2000: 61ff.)? Wenn Bourdieu von einer rein differenziellen Konstitution des Felds ausgeht, muss er den sozialen Kontext nicht als einen übergreifenden „Text“ begreifen, der die Strukturen der symbolischen Produkte in strikter Homologie fortsetzt?

Welche Probleme handelt sich Bourdieu mit der Homologieannahme ein (vgl. die Kritik am Homologiebegriff in Grignon/Passeron 1989: 25ff.)? Theoretisch kann Bourdieu ein objektivistischer Strukturbegriff vorgehalten werden, wenn er das Feld als eine Struktur fasst, in der »jede Position objektiv durch ihre objektive Relation gegenüber den anderen Relationen definiert ist« (Bourdieu 1992: 321[365]).^{xx}

»Indem der Soziologe die endliche und vollständige Menge der Merkmale konstruiert, die als wirksame Kräfte im Kampf um die Kräfte eingehen, [...] produziert er einen objektiven Raum, der – methodisch und eindeutig definiert (also reproduzierbar) – nicht auf die Summe aller partiellen Vorstellungen der Akteure [*agents*] zurückführbar ist.« (Bourdieu 1984a: 30[54])^{xxi}

Gibt Bourdieus objektiver Strukturbegriff dem feldtheoretischen Beobachter nicht die – zweifelhafte – Ehre, sich seinem Gegenstand von einer Position zu nähern, von der die Totalität des Felds überblickt werden kann? Wenn der Soziologe wie ein über allen irdischen Verhältnissen schwebender Adler, die Gesamtheit des Felds zu überschauen vermag, wie kann er sich dann noch innerhalb des Felds verorten? Nimmt der Soziologe, der das intellektuelle Feld analysiert, damit nicht eine unmögliche Position ein: außerhalb insofern, als er die Strukturen des Felds objektiviert, und innerhalb insofern, als er mit einer Beschreibung der objektiven Verhältnisse des Felds unweigerlich selbst in das Spiel der sozialen Abgrenzungen und Distinktionen eingreift, wie dies auch Bourdieu immer wieder betont (1980: 61ff.[60ff.]; 2002a)?

Insofern Bourdieus Feldtheorie von einer Homologie sozialer und symbolischer Strukturen ausgeht, wirft sie theoretische Probleme auf. Das Homologiepostulat erlaubt es Bourdieu, den Strukturen des Felds in den symbolischen Produkten der Produzenten nachzugehen und sie wissenschaftlich zu objektivieren. Die symbolischen Produkte werden „ver-

standen“, wenn sie von den symbolischen Produzenten als strukturierte Produkte des Felds erkannt werden. Als »eine unbewusste Operation der Entzifferung« (Bourdieu 1972: 165f.)^{xxii} wird die Lektüre von Texten vom Habitus vermittelt, der nicht nur symbolische und soziale Strukturen miteinander abgleicht, sondern auch zwischen Individuen, die mit dem gleichen Habitus ausgestattet sind, ein »unmittelbares ›Verstehen«« (Bourdieu 1972: 166)^{xxiii} ermöglicht. In diesem empirisch unwahrscheinlichen, gleichwohl theoretisch idealen Fall wird ein bestimmter Inhalt von einem Produzenten so kodiert, wie er schließlich vom Konsumenten dekodiert wird (siehe dazu Bourdieus Lektüretheorie 1992: 442ff. [502ff.]). So unterstellt Bourdieu, dass »das Verständnis der Formen formal und leer bliebe, würde es nicht häufig die Maske eines sowohl tiefer greifenden als auch dunkleren Verstehens bilden, das auf der mehr oder minder perfekten Homologie der Positionen und der Affinität der Habitus aufbaut.« (Bourdieu 1988: 110[123])^{xxiv} Es ist diese folgenreiche Annahme einer Homologie von sozialen und symbolischen Verhältnissen, die Bourdieu in den symbolischen Produkten der Intellektuellen nach den Strukturen des intellektuellen Felds suchen lässt. Mit diesem Zugang zum symbolischen Material, wie er auch in der Soziolinguistik verbreitet ist (vgl. Marcellesi 1971), gelangen Bourdieu facettenreiche Beobachtungen zum Zusammenhang von symbolischem Ausdrucksstil und Sozialstruktur – man denke etwa an seine Studien zu Heidegger (1988) und Flaubert (1992). Aber wenn sich in Texten die Spuren der sozialen Entstehungskontexte niederschlagen, müssen sie dann nicht wie in den guten alten Zeiten der klassischen Kommunikationstheorie als Behälter für einen gegebenen kommunikativen Inhalt gefasst werden, dessen Weg von Sender zu Empfänger es zu verfolgen gilt? So reiben sich gerade sprach- und zeichentheoretisch informierte Kommentatoren daran, dass Bourdieu Texte als mehr oder minder transparente Dokumente fasst, deren Sinn sich in unmittelbar Eindeutigkeit erschließen lasse (vgl. die Kritik von Kerleroux 1984). Aber auch Sozialwissenschaftlern wie Lahire erscheint es problematisch, dass Bourdieus Intellektuellensoziologie »im Wesentlichen eine Soziologie der Produzenten und weniger der Produktionen ist, und keiner existierenden Analyse ist es wirklich überzeugend gelungen zu zeigen, dass diese Soziologie der Produzenten die Ordnung der Produktionen in ihrer Spezifität erfassen könne.« (Lahire 2001: 43)^{xxv}

1.3 Für eine diskursanalytische Wissenssoziologie der Intellektuellen

Muss das Homologiepostulat intellektuelle Praxis nicht auf die Realisierung eines vorgängigen Codes, einer schon existenten Struktur sozialer Beziehungen reduzieren? Auch Bourdieu kann die Kontingenzmomente symbolischer Produktion nicht ausblenden. Spätestens in den *Regeln der Kunst* trägt er den Singularisierungsstrategien der symbolischen Produzenten Rechnung, die mit Hilfe spezifischer »Positionsnahmen« (*prises de position*) in ein existierendes Feld von Relationen eingreifen: »*Epoche machen* heißt notwendig, *eine neue Position jenseits der etablierten Positionen zu beziehen, im Vorfeld dieser Positionen, als Avantgarde, und mit der Einführung der Differenz Zeit zu produzieren.*« (Bourdieu 1992: 223[253], Hervorhebungen von P.B.)^{xxvi} Dass die symbolische Produktion der Intellektuellen sozialen und institutionellen Zwängen ausgesetzt ist, heißt also nicht, dass ihre Positionen im Feld restlos determiniert sind. Das Feld muss als eine Struktur gefasst werden, dessen Objektivität beschränkt ist und das immer wieder nach institutioneller wie symbolischer Neuordnung verlangt.⁸

Doch insofern die symbolische Produktion von Intellektuellen als ein Paradebeispiel für erzwungene Innovation, Originalität und Singularität in einem institutionell hochgradig verfestigten Rahmen gefasst werden kann, erweist sich Bourdieus feldtheoretischer Theorierahmen durchaus als nützlich. Und mit Blick auf die spezifischen Bedingungen intellektueller Praxis in Frankreich drängt sich Bourdieus Ansatz regelrecht auf. So können mindestens drei Punkte genannt werden, die Bourdieus Feldtheorie als ein geeignetes Analyseinstrument für die Situation der Intellektuellen in Frankreich ausweisen.

Erstens ist der Zentrum-Peripherie-Gegensatz in Frankreich besonders ausgeprägt – so ausgeprägt, dass das intellektuelle Leben in Paris

8 Dass es die Intellektuellensoziologie weniger mit konstituierten Strukturen als mit konstituierenden Grenzen zu tun hat, kann mit anderen Tendenzen aus dem Bereich von Diskurs- und Kommunikationstheorie bekräftigt werden. So würden mit Luhmanns Systemtheorie die Kontingenzmomente wissenschaftlicher Kommunikation hervortreten, in der mit der Unterscheidung von wahr und unwahr operiert wird (Luhmann 1998b). Ausgehend von ethnomethodologisch inspirierten Ansätzen der Wissenssoziologie (Hirschauer 2005; Knorr 1981; Latour 1996) könnte auf unauflösbare Entscheidungsdilemmata spezifischer Handlungskontexte hingewiesen werden. Und die Hegemonietheorie Laclau/Mouffes (Laclau 1990; Laclau/Mouffe 1985) würde die konstitutive Offenheit der Feldstruktur akzentuieren, in die Orte eingelassen sind, die nach kontingenten Akten diskursiver Artikulation verlangen (vgl. ausführlicher Angermüller 2007a).

vielfach als Synonym für das intellektuelle Leben in Frankreich gelten kann. Dieser Zentralismus setzt sich bis auf die Ebene des Habitus der Produzenten fort, die ihre wichtigsten intellektuellen Vorbilder, Konkurrenten oder Mitstreiter meist leicht geographisch lokalisieren können: auf der gerade zehn Mal zehn Kilometer großen Fläche zwischen der *Porte d'Orléans* und der *Porte de Clignancourt*, zwischen dem Park von Vincennes und dem Wald von Boulogne. Sicher gibt es wenige Orte, an denen sich so viele Akademiker, Künstler und freie Gelehrte auf so kleinem Raum konzentrieren wie im Großraum Paris (*Île-de-France*): ca. 600.000 Studierende (Ministère éducation nationale 2007), fast 80.000 Forscher des öffentlichen und privaten Sektors (das sind ca. 40% aller Forscher Frankreichs, vgl. Ministère éducation nationale 2005: 326), 60.000 Gymnasiallehrer, 16.000 Universitätslehrer (und das ohne die zahlreichen sonstigen Einrichtungen! Préfecture Ile-de-France 2006), dazu schätzungsweise mindestens eine gleich hohe Anzahl von Sekundar- und Hochschullehrern, die in Paris wohnen, aber in der Provinz arbeiten, sowie eine unüberschaubare Anzahl an Künstlern, Journalisten und freischaffenden Gelehrten. Nimmt es Wunder, dass die wissenschaftliche Kommunikation hier schneller abläuft als anderswo, wenn die persönlichen Beziehungen zwischen den Intellektuellen das gesamte affektive Spektrum von enger Freundschaft bis zu innig gepflegter Antipathie umfassen, wenn Tendenzen von außen – ganz gleich, ob aus dem nicht-französischsprachigem Ausland oder aus der französischsprachigen Provinz – bisweilen Jahrzehnte brauchen, um in Paris und damit auf nationaler Ebene Fuß zu fassen?

Zweitens zeichnen sich Intellektuelle in Frankreich durch eine relativ hohe Bereitschaft aus, sich landesweit in institutionell verfestigten Gruppen zu organisieren. In diesen Clans mit wechselseitig exklusiven Mitgliedschaften existieren die Produzenten nicht nur auf der symbolischen Vorderbühne, sondern agieren auch auf institutionellen Hinterbühnen. Erst durch den Eintritt in eine Gruppe kann das Individuum an Positionen, Ressourcen und Informationen gelangen. Und als Sprecher einer Gruppe hat es die Chance, symbolischen und institutionellen Einfluss auf nationaler Ebene zu gewinnen.

Drittens kann der Markt symbolischer Güter, also von Büchern, Zeitschriften und Kunstwerken, selbst symbolischen Produzenten der *sciences humaines* manchmal hohe Sichtbarkeit verschaffen. Staatliche Schutzregeln für Buch und Buchhandel, ein differenziertes System unabhängiger Buchläden und nicht zuletzt das Fehlen eines Systems anständiger Forschungsbibliotheken ermöglichen Auflagezahlen, die selbst jene aus dem angloamerikanischen Raum oft in den Schatten stellen. Auch die geistes- und sozialwissenschaftliche Buchproduktion erweist

sich bisweilen als ökonomisch rentabel, denn ihre Leserschaft beschränkt sich nicht immer nur auf Fachkollegen.

Diese drei Kennzeichen – Zentralismus und Konzentration, Einbettung der Produzenten in kollektive Arbeitszusammenhänge und die Existenz eines entwickelten Markts symbolischer Güter – stellen einzigartige Bedingungen des intellektuellen Lebens dar. Damit soll keiner vermeintlichen *exception française* das Wort geredet oder zum Mythos des „französischen Intellektuellen“ beigetragen werden. Diese Punkte werden genannt, um die Präsenz des Felds zu unterstreichen, dessen Kräfte auf die intellektuelle Praxis wirken – eines Felds, dessen strukturierende Differenzierungsachsen (oben/unten, innen/außen) vergleichsweise wirkmächtig, stabil und transparent sind, eines Felds, in dem sich der Produzent den Beziehungen nicht entziehen kann, die er zu den anderen Produzenten eingeht. In Frankreich tritt das Feld den einzelnen Individuen gleichsam als Ganzes gegenüber. Es ist *da*, und zwar tagtäglich, in den verschiedenen Lebenssituationen, ganz gleich auf welcher Position und Stufe sich der Produzent befindet, weshalb er in Frankreich, wie es ein nordamerikanischer Beobachter ausdrückt, »zum Feld als einer Totalität sprechen muss.« (Lemert 1981: 651)^{xxvii}

Doch ungeachtet ihrer vielfältigen empirischen Anschlussmöglichkeiten wirft Bourdieus Feldtheorie methodische Probleme für die Analyse der Texte von Intellektuellen auf. Erstens verlangt das Homologiepostulat, Texte als symbolische Differenzstrukturen zu betrachten, in denen sich die sozialen Unterscheidungen des Felds fortsetzen und abbilden (und umgekehrt). Dass Texte in unterschiedlichen Kontexten verschieden zitiert werden und je nach Kontext Verschiedenes meinen, kann jedoch nicht durch den Verweis auf eine zu Grunde liegende soziale Objektivität gelöst werden. Texte *sind* vieldeutig, ambivalent und nur ausnahmsweise klar, und auch die Texte der im Folgenden zu besprechenden Theoretiker machen hiervon bekanntlich keine Ausnahme. Zweitens reflektiert Bourdieus Intellektuellensoziologie nicht, dass Texte in *spezifischen* Kontexten geäußert werden. Sicher ist der soziohistorische Kontext – das Feld symbolischer Produktion – *eine* wichtige Größe für das Verstehen von Texten. Aber Texte verbinden sich auch mit anderen Kontexten. Von Kontexten über Paratexte bis zu Intertexten, von situativen über medial vermittelte zu kognitiven Kontexten reicht die Spanne an Kontexten, die in den diskursiven Prozess eingehen können. Drittens verlangt Bourdieus Feldtheorie, einen gegebenen Text als ein symbolisches Produkt *eines* bestimmten, im Feld positionierten Produzenten zu betrachten. Spricht in einem Text nur das Individuum, das ihn hervorgebracht hat? Oder verschlingen und überschneiden sich in den symbolischen Produkten der Intellektuellen nicht notwendig eine Vielzahl von

Bezügen und Zitaten, widersprüchlicher Perspektiven und Sprechrollen, die die Annahme eines ursprünglichen, verantwortlichen, einheitlichen Sinns der Aussage in Frage stellen? So kritisiert Lahire an Bourdieu nicht zu Unrecht, dass »die Produktion von (mündlichen oder geschriebenen) Diskursen gleichsam transparent und unabhängig von der Form abzulaufen scheint, so als ob sie sich leicht mit einigen vom Analytisten in Worte zu verpackende Kennzeichen zusammenfassen ließen.« (Lahire 2001: 46f.)^{xxviii}

Auch aus der Perspektive einer diskursanalytischen Intellektuellensoziologie wird theoretisches Wissen nicht in herrschaftsfreien Räumen produziert. Doch wäre ein struktur- oder akteurtheoretischer Zugriff auf den Diskurs dann problematisch, wenn er ein transparentes bzw. expressives Sprachverständnis unterstellte. Aus diskursanalytischer Sicht wird der Blick auf die sozialen Strukturen und den gemeinten Sinn der Akteure von den Texten verstellt, die sich durch eine opake Materialität auszeichnen. Mit Blick auf die Frage, wie sich theoretische Texte mit ihren sozialen Kontexten verbinden, reicht es daher nicht, zu fragen, unter welchen „vordiskursiven Bedingungen“ die Texte entstanden sind, oder sie auf das zu beziehen, „was gemeint ist.“ Gefragt sind diskursanalytische Zugänge, die der Kontextualisierung der Formen des symbolischen Materials Rechnung zu tragen vermögen. Eine solche methodische Perspektive gilt es, in Anlehnung an die diskursanalytische Forschungstradition vorzustellen, die sich in Frankreich seit den 60er Jahren etabliert hat.

Wie Bourdieus Feldtheorie etabliert sich auch das Feld der französischen Diskursanalyse unter dem Eindruck der strukturalistischen Theoriekonjunktur. Zur Geschichte der Diskursanalyse in Frankreich existieren einige französischsprachige Darstellungen, die sich in der Mehrzahl an sprachwissenschaftlich informierte Leser richten (Maingueneau 1976, 1987, 1991; Mazière 2005; Sarfati 1997; Guilhaumou 2006: 11-42). Außerhalb Frankreichs werden in der Regel die mehr visionär-theoretischen Figuren wahrgenommen (z. B. Bublitz 2003; Fraser 1989; Howarth 2000; Mills 1997; Torfing 1999), insbesondere Michel Foucault, der in Frankreich jedoch – anders als Michel Pêcheux – keine diskursanalytische Schule gründet (vgl. Maingueneau/Angermüller 2007). Aktuellere theoretische Tendenzen wie Äußerungstheorie und Pragmatik (vgl. hingegen Williams 1999; Wrana 2006), das umfangreiche Repertoire textanalytischer Methoden (vgl. Charaudeau/Maingueneau 2002; Détrie/Siblot/Verine 2001; Moeschler/Reboul 1994), das differenzierte lexikometrische und computergestützte Instrumentarium (wie Lexico 3 oder Alceste vgl. Jenny 1997; Demazière/Brossaud/Trabal et al. 2006) und die zahlreichen empirischen Arbeiten (etwa die Analyse politischer, me-

dialer oder intellektuell-wissenschaftlicher Diskurse⁹) werden in der internationalen Rezeption dagegen oft ausgeblendet. Als ein Hindernis für eine breitere internationale Aufmerksamkeit erweisen sich neben den Sprachbarrieren auch die Unterschiede der jeweiligen disziplinären Terrains. So nimmt die Linguistik in Frankreich wahrscheinlich eine zentralere Position im theoretischen Diskurs der Geisteswissenschaften ein als in Deutschland oder in der englischsprachigen Welt, wo der Diskurs über den Diskurs stärker von Sozial- und Kulturwissenschaftlern geführt wird. Eine der Aufgaben der vorliegenden Monographie ist es daher, in die sprachwissenschaftlich orientierte Diskursforschung einzuführen und diese auf die Probleme und Fragen der sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskussion zu beziehen, wie dies in Frankreich etwa von Soziologen (Achard 1993; Leimdorfer 2007), Historikern (Robin 1973; Guilhaumou/Malidier/Robin 1994) oder Spezialisten des politischen Diskurses (Fiala 1983; Seriot 1985; Bonnafous 1991) vorgenommen wurde.

Wie Bourdieu (vgl. 1982) versuchen auch die französischen Diskursanalytiker den Entwicklungen Rechnung zu tragen, die sich im Zuge der Krise des strukturalen Modells der Saussure'schen Linguistik ankündigen. So gewinnt seit Ende der 70er Jahre im Zuge der pragmatischen Wende die Frage des Gebrauchs von Texten in den Kontexten ihrer Äußerung (*énonciation*) an Bedeutung. Von den abstrakten Sätzen der strukturalen Linguistik werden nun die spezifischen, auf bestimmte Weise existierenden Aussagen (*énoncés*) der Diskurspragmatik unterschieden. Die Umstellung des strukturalen Begriffspaars *langue/parole* auf das äußerungstheoretische Begriffspaar *énonciation/énoncé* macht eine Reflexion der spezifischen Äußerungskontexte von Texten wie auch der heterogenen und instabilen Sinnkonstitution der Aussagen notwendig.

Unklarheiten und Fehldeutungen sind bei der Übersetzung theoretisch aufgeladener Begriffe fast unvermeidlich. Handelt es sich um eine heimtückische List der Sprache (*langage*), wenn sich gerade die Übertragung sprachwissenschaftlicher (*linguistique*) Terminologien aus der einen in die andere Sprache (*langue*) als undankbares Geschäft erweist? Die Wiedergabe von *énonciation* und *énoncé* durch „Äußerung“ und

9 Wissensdiskurse bilden einen klassischen Gegenstand diskursanalytischer Forschung in Frankreich. Neben den wissenschaftshistorischen Entwürfen von Klassikern des Felds (Foucault 1966; Fichant/Pêcheux 1974) können eine Reihe von aktuellen Forschungsbereichen genannt werden, so etwa die Arbeiten der „philosophischen Diskursanalyse“ (Cossutta 1995, 1989; Temmar 2000; Philippe 1995; Angermüller 2000a), die Arbeiten zum Diskurs der Sprachwissenschaften (Moirand 1988; Rabatel 2004; Rosier 2004; Béacco/Moirand 1995) sowie zum Diskurs von Bildungsinstitutionen (Dardy/Ducard/Maingueneau 2002).

„Aussage“ ist aus der Not geboren, und zumindest von zwei drohenden Missverständnissen soll sie freigehalten werden. Eine idealistische Fehlinterpretation würde darin bestehen, die Äußerung als den Ausfluss einer ursprünglichen Innerlichkeit zu sehen. Die Äußerungstheorie setzt sich von Philosophien eines Subjekts oder eines Bewusstseins ab, das mit Hilfe der symbolischen Formen einen gemeinten Sinn auszudrücken versucht. Eine pragmatistische Fehlinterpretation würde die Äußerung dagegen als einen beobachtbaren Handlungsvollzug fassen, der die Aussage als ein faktisches Handlungsergebnis zeitigt. Im Gegensatz zu Pragmatismus, Handlungstheorie und Sprechakttheorie, die einen direkten Zugang zum Handlungsgeschehen unterstellen, versteht sich die Äußerungstheorie als eine Diskurspragmatik, der allein die Formen zugänglich sind, über die sich die Äußerung in den Text einschreibt. Es gilt, kurz gesagt, den formalen Spuren nachzugehen, die das Sagen im Gesagten hinterlassen hat.

Die Theorie der Äußerung erfährt wichtige Impulse von international bekannten Theoretikern wie Michel Foucault (1969), Jean-François Lyotard (1988) und Jacques Lacan (vgl. Todorov 1970). Doch ist es der saussurianische Sprachwissenschaftler Emile Benveniste (1974), von dem die entscheidenden Anregungen ausgehen. Benveniste ist der Urheber der Theorie des „formalen Apparats der Äußerung“, dessen Elemente („ich“, „hier“, „jetzt“) auf Parameter des Äußerungskontexts verweisen (vgl. Bühler 1965). Neben diesen Anstößen aus dem Strukturalismus erhält die französische Äußerungstheorie auch Anregungen aus der logischen Semantik (Ducrot 1984; Nölke/Fløttum/Norén 2004) und nicht zuletzt von radikalpragmatischen Ansätzen aus dem angloamerikanischen Raum (Sprechakttheorie, Maximenansatz, Konversationsanalyse, vgl. Sperber/Wilson 1989; Moeschler/Reboul 1994).

Gegenüber der Diskursanalyse angloamerikanischer Provenienz, die unter Diskurs gemeinhin geregeltes Sprechen in interaktiven Situationen versteht, präferieren diskursanalytische Forschungsrichtungen in Frankreich traditionell verschriftete Diskurse und bestehen auf dem Primat der Form. Auch wenn der Formalismus, der von diskursanalytischen Pionieren wie Zellig Harris in den 60er Jahren oder von Michel Pêcheux in den 70er Jahren vertreten wurde, heute überwunden ist, haben auch die pragmatisch-enunziativen Entwicklungen der letzten dreißig Jahre den Fokus auf geschriebenes Material nicht in Frage gestellt, was ihre analytischen Instrumente gerade für die Analyse intellektueller Diskurse als besonders geeignet ausweist. Diese französische Variante der Diskurspragmatik nimmt ihren Ausgang von den formalen Spuren, den Niederschlägen und Abdrücken der Äußerung (*marqueurs*), die auf das verweisen, was in den Äußerungskontexten geschieht, ohne dass zu diesen ein

unmittelbarer Zugang hergestellt werden kann (Culioli 2002). Texte stehen in einem Äußerungszusammenhang, der auf bestimmte Weise evoziert, organisiert und orchestriert wird, und zwar in und von den Texten selbst. Erkennt der Leser die in den Texten verstreuten formalen Äußerungsspuren, werden interpretative Prozeduren ausgelöst, die den Leser nach dem suchen lassen, was dem Text fehlt: die Äußerung und ihre Kontexte. Indem der Leser die in diesen sprachlichen Formen kondensierten Regeln ausführt, versucht er den Sinn der Texte zu verstehen und ein Wissen über den Äußerungszusammenhang aufzubauen, dem sie entstammen.

Gegenüber den diskursanalytischen Tendenzen, wie sie seit über vierzig Jahren in Frankreich praktiziert werden, setzt der äußerungstheoretische Zugriff auf den Diskurs, der im Folgenden skizziert werden soll, bestimmte eigene Akzente (vgl. aber Chartier 1987). Er führt eine kognitive Instanz ein – den Leser, dem es obliegt, Wiederholbares (Texte) mit Unwiederholbarem (Kontexten) zu verbinden. Im Unterschied zu Lektüre-Theorien semiotisch-strukturaler Provenienz (vgl. Eco 1997) leistet der Leser der Äußerungstheorie mehr, als nur vorgängige Codes zu aktualisieren. Er ist ein geschickter Interpretationskünstler, der sein spezifisches Wissen im Akt des Lesens kreativ zum Einsatz zu bringen versucht. Texte instruieren den Leser darüber, welche Weltausschnitte er in den Blick nehmen muss, um die Leerstellen des Texts zu füllen. Wie beispielsweise in wirkungsästhetisch orientierten Interpretationstheorien geht es um die »*Funktion*, die Texte in Kontexten ausüben, [die] *Kommunikation*, durch die Texte Erfahrungen vermitteln, die obgleich unvertraut, dennoch verstehbar sind, und [die] *Textverarbeitung*, durch die die ›Rezeptionsvorgabe‹ des Textes sowie die durch sie in Anspruch genommenen Vermögen und Kompetenzen des Lesers in den Blick kommen« (Iser 1994: vii). Im Unterschied zur historisch-hermeneutischen Rezeptionsästhetik (Jauss 1969) findet der Leseprozess nicht vor einem Geschichts- oder Erfahrungshorizont statt, der dem Leser mehr oder minder umfassend präsent sein muss. In Anlehnung an die Lesertheorien der Cultural Studies (Hall 1980; Fiske 1992) setzt die äußerungstheoretische Diskursanalyse aktive, diskursiv kompetente Individuen voraus, die einen Text mit dem, was sie in ihren jeweiligen Kontexten vorfinden, auf je eigene Weise verstehen. Das Individuum ist ein Leser-Philosoph, der in den Texten nach „seinem“ Sinn sucht. Doch auch wenn Leser Texte verschieden lesen, gestaltet sich der interpretative Prozess nicht beliebig. Als Beauftragter des Texts ist der Leser bestimmten sprachlichen Zwängen unterworfen, die die Suche nach dem organisieren, was der Text ihm sagen will.

Texte aktivieren bei ihren Lesern also vielfältige Wissensbestände, und die vorliegende Arbeit stellt die Frage, wie sich das Wissen, das die Leser über das intellektuelle Feld und seine Produzenten haben (siehe Kapitel 2 und 3), an den Texten einiger Theorieproduzenten ausfällt (siehe Kapitel 4 und 5). Eine solche Verbindung von intellektuellensoziologischen und sprachwissenschaftlichen Zugängen sieht sich in der Tradition der Wissenssoziologie, die die Produktion von Wissen in ihrem gesellschaftlichen Kontext untersucht. Ausgehend von Knoblauch können zwei Hauptphasen der Geschichte der Wissenssoziologie unterschieden werden: eine korrelationistische Phase vor dem zweiten Weltkrieg und eine integrationistische Phase nach dem Krieg (2005; vgl. Keller 2005). Demnach zielen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Pioniere der Wissenssoziologie im Anschluss an die Ideologietheorie von Karl Marx und die Religionssoziologie von Max Weber auf die sozialstrukturellen Bedingungen der Wissensproduktion. Eine Gesellschaft besteht aus bestimmten Klassen, in denen bestimmte Ideen, Werte und Weltanschauungen dominieren. Als Kronzeuge für diesen „korrelationistischen“ Ansatz kann Karl Mannheim (1970) genannt werden, der die Standortgebundenheit gesellschaftlichen Wissens geltend macht. Nach dem zweiten Weltkrieg problematisieren die Wissenssoziologen der zweiten, „integrationistischen“ Generation im Anschluss an Alfred Schütz und den nordamerikanischen Pragmatismus die Gegenüberstellung von Sozialstruktur und Wissensverteilung. So rücken Peter Berger und Thomas Luckmann (1990) den Akteur in den Mittelpunkt, der individuelle Sinnstiftungs- und gesellschaftliche Typisierungs- und Institutionalisierungsprozesse „integriert.“ Demgegenüber zeugen Entwicklungen seit den 80er Jahren wie die Cultural Studies, Akteur-Netzwerk-Ansätze sowie radikalkonstruktivistische und kognitivistische Forschungstendenzen von einer zunehmenden Entkernung des Akteurs, der sich symbolischen Deutungsvorgaben entwindet und vom Spiel der Differenz eingeholt wird (Bachmann-Medick 2006; Hörning/Reuter 2004). In Abgrenzung von sozialphänomenologischen Wissenssoziologen wie Knoblauch und auch Keller, der die Diskursanalyse mit seinen Augsburger Kollegen in der deutschen Wissenssoziologie etabliert hat (Keller 2003; Keller/Hirsland/Schneider et al. 2001, 2003), verstehe ich die neueren Tendenzen als Symptome einer dritten Phase des wissenschaftlichen Projekts. Im Rahmen einer Wissenssoziologie nach dem Strukturalismus, so könnte gesagt werden, partizipieren sie an der Dezentrierung des Akteurs der integrationistischen Wissenssoziologie, ohne in den objektivistischen Gesellschaftsbegriff der korrelationistischen Wissenssoziologie zurückzufallen.

Vor diesem Hintergrund bietet sich der äußerungstheoretische Ansatz der Diskursanalyse als eine sprachtheoretisch informierte Methode für eine „post-strukturalistische“ Wissenssoziologie an. Gegenüber dem international etablierten Poststrukturalismus macht der Bindestrich das fortdauernde Erbe des Strukturalismus geltend. Statt zu deuten und zu interpretieren, d. h. den sinnhaften Inhalt von Texten verstehend rekonstruieren zu wollen, zielt die Analyse auf die Formen des symbolischen Materials. Texte drücken demnach keinen gemeinten Sinn aus. Ihr Sinn findet seinen Ursprung nicht in den sinnstiftenden Akten eines Individuums oder eines Bewusstseins. Als opake Materialität operieren Texte mit zeit- und ursprungslosen Formen, die je nach verfügbarem Kontext unterschiedlichste Sinneffekte hervorrufen. Nicht intersubjektiv geteilte Wissensinhalte konstituieren das soziale Band, sondern die Formen des Symbolischen als solche, die über die in ihnen kondensierten Regeln die interpretativen Prozesse der Diskursträger organisieren. Aber gegen den Strukturalismus führt die äußerungstheoretische Diskursanalyse die Äußerung und ihre Kontexte ins Feld. Die Welt ist kein Text. Das Soziale erschöpft sich nicht in einem Spiel symbolischer Differenzen. Das Individuum betätigt sich in einer Welt, in der Texte und Kontexte hybride Verbindungen eingehen. Das Individuum existiert im Diskurs.

Seit den 70er Jahren stehen Sozialwissenschaftler, in der Regel mit einem interaktionistischen Theoriehintergrund, in einem fruchtbaren Austausch mit den Sprachwissenschaften (Sacks 1992; Schütze 1975; Deppermann 1999). Umgekehrt suchen Sprachwissenschaftler, insbesondere im Bereich der Konversationsanalyse und kritischen Diskursanalyse, seit langem den Kontakt mit den Sozialwissenschaften (Busse 1987; Dijk 1985, 1988; Fairclough 1992; Jäger 2007; Kallmeyer/Klein/Meyer-Hermann et al. 1974; Link 1997; Mills 2003; Tannen 1990; Wodak 1996; Wodak/Meyer 2004). Ebenso lassen sich Literaturwissenschaftler im Bereich der Diskursanalyse von kultur- und sozialwissenschaftlichen Tendenzen inspirieren (Baßler 2005; Bogdal 1999; Fohrmann/Müller 1988). Vor dem Hintergrund der sprachtheoretischen Impulse, die nicht zuletzt von den poststrukturalistischen Debatten im Anschluss an Saussure oder Wittgenstein ausgegangen sind, verbindet sich mit der im Folgenden vorzustellenden diskursanalytischen Methodologie das Plädoyer, dieses Gespräch zwischen Sprach-, Kultur- und Sozialwissenschaften fortzuführen.

Auch wenn die äußerungstheoretische Diskursanalyse – in dem charakteristisch „französischen“ Fokus auf die Formprobleme symbolischer Tätigkeit – einen (unmittelbaren) Zugang zu Situation und Handeln (zur „Äußerung“) ausschließt und verschriftetes symbolisches Material gegenüber mündlichen Interaktionen bevorzugt, muss doch die theoreti-

sche Affinität festgehalten werden, die sie gegenüber bestimmten diskursanalytischen Ansätzen aus dem angloamerikanischen Raum aufweist, etwa gegenüber der ethnomethodologischen Konversationsanalyse. So ist auch die äußerungstheoretische Diskursanalyse von einem kritischen Gestus gegenüber Zugängen getragen, die „den“ Diskurs zu totalisieren und vereinheitlichen suchen. Im Unterschied zu objektivistischen Ansätzen, die den Diskurs als einen Raum darstellen, in dem alle Elemente ihren funktionalen Platz einnehmen, begreift sie die diskursive Aktivität als einen dynamischen, un abgeschlossenen Prozess, aus dem heterogene Diskursordnungen ohne stabile Außengrenzen hervorgehen. So operiert der Diskurs mit Aussagen, in denen das ursprünglich Gemeinte, Intendierte, Bedeutete immer wieder von einem Gewimmel widersprüchlicher Stimmen und Sprechperspektiven eingeholt wird. Und im Unterschied zu verstehend-rekonstruktiven Zugängen, die den Diskurs unter Absehung seiner Formen von seinen Bedeutungsinhalten – von seinem „Was“ – her aufschließen, zielt sie auf die Regeln und Einheiten – auf das „Wie.“ Vielleicht kann der dissonante Neologismus „enunziative Analyse“ (*analyse énonciative*), der erstmals von Foucault ins Spiel gebracht wird (1969: 143[159]), daran erinnern, dass die Problematik von *énonciation* und *énoncé* einen Bruch gegenüber den rekonstruktiv-verstehenden Ansätzen von qualitativer Sozialforschung, verstehender Soziologie und historischer Hermeneutik darstellt. Die enunziative Analyse versteht sich als eine „formal-qualitative“ Methode, die sich von positivistischen Repräsentationsstrategien des erklärenden Messens genauso distanziert wie von interpretativen Rekonstruktionsstrategien des beschreibenden Verstehens.

Indem die äußerungstheoretische Diskursanalyse die poststrukturalistische Kritik am autonomen Subjekt und an der geschlossenen Struktur unterschreibt, verhält sich das Plädoyer für eine äußerungstheoretische Diskursanalyse zu ihrem Untersuchungsgegenstand nicht neutral und bezieht gegenüber diesem unweigerlich selbst Position – etwa gegenüber jener textualistischen Orthodoxie um 1980, die Texte als autonome, von ihren soziohistorischen Kontexten abstrahierte Zeichensysteme begreift (vgl. die Kritik von Jameson 1981), oder gegenüber jenem in die Vergangenheit zurückgezogenen Historismus, der Texte als Dokumente eines vergangenen Kontexts begreift (vgl. die Kritik von Skinner 1988). Demnach enthalten Texte weder einen übergreifenden Sinn, noch bringen sie einheitliche theoretische Ideen zum Ausdruck. Ihre symbolische Effizienz liegt gerade in dem Fehlen eines einheitlichen Sinns, was die Texte in unterschiedlichen Kontexten anschlussfähig und verwertbar macht.

Statt eine Theoriegeschichte zu betreiben, die in die Texte eintaucht, um die Ideen sprechen zu lassen, betreibt diese Arbeit eine Genealogie des intellektuellen Diskurses, die nicht umhin kommt, sich in ihrem Gegenstand selbst zu verorten. So liefert die intellektuelle Diskursanalyse nicht nur eine analytische Methode, sondern skizziert auch eine Politik der Gegenwart. Als Vorbild kann hier wieder Michel Foucault dienen, wenn er für eine Vereinigung von Archäologie und Genealogie plädiert: »Die Archäologie wäre die Methode, die für die Analyse der lokalen Diskursivitäten geeignet ist, und die Genealogie wäre das taktische Vorgehen, das ausgehend von den solchermaßen beschriebenen lokalen Diskursivitäten die sich auftuenden und aus der Unterwerfung befreien [désassujettis] Wissensbereiche spielen lässt.« (Foucault 1997: 11f. [20])^{xxix} In diesem Sinne sucht die vorliegende Arbeit das Diskursphänomen, das heute vielfach als Theory oder „Poststrukturalismus“ geläufig ist, über die Dimension der Äußerung archäologisch aufzuschließen und zu seiner genealogischen Kritik beizutragen.

1.4 Inhaltsüberblick. Von Kontexten zu Texten

Diskurse verbinden Texte und Kontexte zu heterogenen Gebilden. Dass auch in dem theoretischen Diskurs, der Ende der 60er Jahre über den Strukturalismus geführt wird, Verschiedenes zusammenkommt, unterstreicht das vorliegende Buch mit seiner Aufteilung nach zwei Teilen, denen unterschiedliche, aber komplementäre methodologische Strategien entsprechen. Während der erste Teil (Kapitel 2 und 3) auf die sozialen und historischen Kontexte eingeht, die zeitgenössischen Lesern dieser theoretischen Texte verfügbar sind, werden im zweiten Teil mit den Methoden der Aussagenanalyse (Kapitel 4) bestimmte Textfragmente des theoretischen Diskurses analysiert (Kapitel 5). Mit diesen beiden gegenläufigen Untersuchungsrichtungen – dem horizontal-verräumlichenden Blick auf die soziosymbolischen Beziehungen zwischen den Produzenten im Feld und der Sezierung der vertikalen Geschichtetheit der einzelnen Einheiten des intellektuellen Diskurses – soll den beiden Komponenten des Diskurses Rechnung getragen werden: einerseits dem mit Bourdieus Feldtheorie zusammengetragenen Wissen, das die Leser über die Äußerungskontexte der Texte haben oder haben können, und andererseits den Texten, die über die Äußerung das Wissen der Leser auf vielfältige Weise mobilisieren und orchestrieren. Mit der Verschränkung unterschiedlicher Methoden soll der Heterogenität des Diskurses begegnet werden. Während sich der erste Teil auf rekonstruktive Methoden der empirischen Sozialforschung stützt, steht der zweite Teil der

Arbeit im Zeichen der formal-qualitativen Diskursmethodologie, die auf das im ersten Teil zusammengetragene Wissen zurückgreifen wird.

In Kapitel 2 werden im Anschluss an einen Kartierungsversuch des international geläufigen Poststrukturalismuskurses (2.1) die Unterscheidungs- und Konfliktlinien des französischen Felds inventarisiert, die die Rubrizierung der maßgeblichen Theoretiker um 1970 unter paradigmatische Etiketten wie des „Poststrukturalismus“ unterlaufen (2.2). In Kapitel 3 wird die historische Dynamik eines nach unterschiedlichen Polen (Wissenschaft, Massenmedien, Ästhetik) aufgespannten Felds beschrieben. Nach einem Entwurf einer Theorie soziokulturellen Wandels (3.1) skizzieren die Kapitel 3.2 bis 3.4 den Wandel eines Felds, dessen institutionelle Verschiebungen immer wieder in symbolischen Konjunkturen artikuliert werden. Kapitel 4 stellt die analytischen Instrumente der französischen Diskursanalyse vor. Während 4.1 die Potenziale sprachwissenschaftlicher Instrumente für die empirische Sozialforschung diskutiert, liefert 4.2 eine kurze Geschichte der Diskursanalyse in Frankreich. 4.3 wirft einen genaueren Blick auf die französische Äußerungslinguistik, aus der in Abschnitt 4.4 einige methodische Vorgehensweisen für die Analyse theoretischer Texten abgeleitet werden. Kapitel 5 nimmt ausgehend von den Äußerungsspuren, über die die Texte ihre Kontexte mobilisieren, die komplex verschachtelten Sprechperspektiven auseinander, die die charakteristische Dicke (*épaisseur*) und Geschichtetheit (*feuilleter*) der Aussagen des Diskurses begründen (5.1). An ausgewählten Textausschnitten wird dann die Funktionsweise des intellektuellen Diskurses beschrieben. Ausgehend von Textbeispielen zum „Subjekt“ (Lacan, 5.2), zum „Humanismus“ (Althusser, 5.3), zum „Menschen“ (Foucault, 5.4), zu „lebendiger Gegenwart“ (Derrida, 5.5) und zur ästhetisch-politischen Avantgarde (*Tel Quel*, 5.6) wird gefragt, wie Texte auf ihre Äußerungskontexte zugreifen, verschiedene Diskursfiguren sprechen lassen und das Wissen ihrer Leser evozieren. Das Schlusskapitel (6) diskutiert die Konsequenzen des intellektuellen Phänomens, das sich unter dem Etikett des Poststrukturalismus in den internationalen Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften etabliert hat. Die Arbeit schließt mit dem Plädoyer, die kritische Reflexion von Sinn, Subjekt und Struktur weiterzuführen und den Repräsentationsdilemmata unserer eigenen symbolischen Praxis Rechnung zu tragen, denen wir immer dann ausgesetzt sind, wenn wir lesen, sprechen und schreiben.